Thomas Druyen

o.Univ.-Prof. Dr. Thomas Druyen, Jahrgang 1957, ist Professor am Lehrstuhl für vergleichende Vermögenskultur der Sigmund Freud Privatuniversität in Wien und Direktor am Forum für Vermögensforschung im Institut für Soziologie der Universität Münster. In der in Düsseldorf ansässigen Stiftung Dialog der Generationen fungiert er als Präsident des Kuratoriums, zudem ist er Vorsitzender der Stiftung Kloster Steinfeld. Weiterhin arbeitet er als Chefredakteur für das LGT Journal für Vermögenskultur. Ende April erscheint sein neues Buch „Goldkinder – die Welt des Vermögens“ im Murmann Verlag.

Kontakt

Prof. Dr. Thomas Druyen
Sigmund Freud Privatuniversität
Schnirchgasse 9a
1030 Wien
Österreich
thomas.druyen@sfu.ac.at

Thomas Druyen

Alter, Reichtum und Vermögen

Über die Entstehungsgeschichte der Vermögenskultur

Als ich vor mehr als zehn Jahren begann, mich mit dem Alter und dem demografischen Wandel zu beschäftigen, gab es zwar kluge und weitsichtige Literatur zu diesem Thema, aber der breiten Öffentlichkeit waren die Dimensionen der anstehenden Veränderungen keineswegs geläufig. Im Gegenteil – es hieß, die Renten seien sicher und der gesamte Prozess des Alterns entzog sich der medialen Aufmerksamkeit. Als aber immer mehr Informationen aus den gerontologischen und demografischen Wissenschaften in die Öffentlichkeit sickerten, zogen dunkle Wolken auf. Und am Anfang des neuen Jahrtausends fiel es erschreckten Journalisten wie Schuppen von den Augen, dass immer mehr ältere Menschen und immer weniger Kinder in ungeahnter Weise, die Grundlagen unserer Gesellschaftsstrukturen verändern würden. Horrorszenarien machten die Runde und plötzlich rückte das bisher tabuisierte Altersthema auf der medialen Agenda immer weiter nach vorne.

Das Altersthema rückt in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit

Ein erster Bestseller im Jahre 2001 mit dem Titel „Die Pyramide steht Kopf“ skizzierte eine aufkeimende Katastrophe mit den Worten: „Denn der unaufhaltsame, sich von Tag zu Tag beschleunigende Verfall der Bevölkerung, die Überalterung unserer Gesellschaft, die graue Revolution wird das Antlitz Europas stärker verändern als die französische, die russische oder die osteuropäische Revolution, wird größere gesellschaftliche Veränderungen anrichten als der Erste und Zweite Weltkrieg zusammen.“

Eine verheerende Metaphorik

Mit dieser verheerenden Metaphorik wurde eine einseitige Betrachtungsweise eingeläutet, die wir bis heute nicht überwunden haben. Herausragende Protagonisten der Altersforschung wie Ursula Lehr oder Leopold Rosenmayr haben zwar über die konstruktiven Seiten des Alterungsprozesses gearbeitet. Aber wirklich positive Perspektiven halten nur zögerlich Einzug in die schwelende Debatte. Aus diesem Grund habe ich im Jahre 2003 ein Buch mit dem Titel „Olymp des Lebens – das neue Bild des Alters“ veröffentlicht, um dem im letzten Jahrhundert um dreißig Jahre erweiterten Leben eine aufrichtige Referenz zu erweisen.

Das Leben dauert immer länger

Noch immer verlängert sich das Leben durchschnittlich um drei Monate pro Jahr und von wissenschaftlicher Seite gibt es keine Anhaltspunkte, dass diese Entwicklung in Kürze enden wird. Wir haben es mit einer spektakulären und historisch einmaligen Erscheinung zu tun, die immer noch der Aufklärung bedarf, um den einzigartigen Errungenschaften gerecht zu werden.

An neun Begriffen kann man verdeutlichen, woran sich eine ausgewogene Diskussion über den demografischen Wandel orientieren sollte: Verjüngung, Entberuflichung, Singularisierung, Femi-

nisierung, Hochaltrigkeit, Kinderlosigkeit, Soziale Ungleichheit, Familienverhältnisse und die Veränderung des Lebenszyklus. Diese Dimensionen dokumentieren die zentralen Herausforderungen innerhalb des demografischen Koordinatensystems, die uns in den nächsten Jahrzehnten beschäftigen werden. Im Mittelpunkt der vielen Fragen steht natürlich das Rätsel, warum immer weniger Kinder geboren werden und dem so einmalig verlängerten Alter keine umfassende Hochachtung entgegengebracht wird. Es hat mutmaaßlich vor allem ökonomische Ursachen, wenn viele jüngere Menschen keinen Beitrag mehr zur gesellschaftlichen Fortentwicklung leisten. Wir erkennen das daran, dass je höher die Pro-Kopf-Einkommen ausfallen, dementsprechend niedriger die Pro-Kopf-Geburtenzahlen werden.

Je höher das Pro-Kopf-Einkommen, desto weniger Kinder werden geboren

Die fatale Wechselwirkung zwischen ökonomischem Fortschritt und sinkender Geburtenrate begann in Deutschland in den 90er-Jahren des 19. Jahrhunderts. Mit der Einführung der Bismarckschen Sozialversicherungen wurden Lebensrisiken wie Krankheit, Unfall oder Tod von der Familie auf die Gesellschaft verlagert. Mit diesem Einschnitt wurde jener psychologische Grundstein gelegt, der einerseits über Jahrzehnte hinweg zu einer steigenden Anspruchshaltung dem Staat gegenüber führte und anderseits die Bedeutung der Reproduktion für die Familien verringerte. Wenn Ende des 19. Jahrhunderts vom Alter die Rede war, meinte man eine kurze Zeit vor dem Tod. Heute wird der gleiche stereotype Altersbegriff immer noch angewandt, obwohl wir mittlerweile eine fast vierzigjährige, selbstständige Alternsphase erreicht haben. Diese gedankliche Übertragung ist nicht nur falsch, sondern verhängnisvoll. Denn alle positiven Wandlungen werden von einem überholten Altersbild erschlagen.

Im 19. Jahrhundert wurden die Lebensrisiken von der Familie auf die Gesellschaft übertragen

Wollen wir die demografischen Entwicklungen als Chance für die gesellschaftliche Zukunft begreifen, so ist ein fundamentales Umdenken notwendig: wir brauchen ein unvoreingenommenes, auf den veränderten Bedingungen basierendes Verständnis vom Altern. Dies setzt voraus, es als organischen Teil des Lebens zu verstehen. Das Alter ist nicht an einer Jahreszahl festzumachen und mit automatischen Verfallsdaten versehen, sondern jeweils abhängig von einer ganz individuellen Befindlichkeit. Noch ist das Alter als Lebensphase der westlichen Gesellschaften vom gewohnten Rhythmus des Lebenslaufs geprägt. Man wird als älter empfunden, wenn der gesetzlich festgelegte Ruhestand eintritt oder wenn entsprechende Merkmale der Reifung sichtbar werden. Diese auf Äußerlichkeiten bezogene Stigmatisierung widerspricht auffallend dem subjektiven Selbstempfinden der Älteren.

Das Alter ist nicht an einer Jahreszahl festzumachen, sondern von der individuellen Befindlichkeit abhängig

So fest verankert diese Einstellungen auch erscheinen, zeigt die Geschichte doch, dass Altersbilder immer einem starken Wandel unterworfen waren und von den jeweiligen Bedingungen ihrer Zeit abhingen. Diese Einschätzungen können als Kommunikationskonzepte verstanden werden, die immer vom Zeitgeist geprägt sind, aber keineswegs die Wirklichkeit des Alters dokumentieren. Sie sind Erklärungsmuster, mit denen man bestimmte soziale Ver-

hältnisse, politische Maßnahmen oder Meinungen einzufangen versucht. Diese Bilder vom Alter haben keine menschheitsgeschichtliche Kontinuität, sondern sind in hohem Maße gesellschaftlich und kulturell beeinflusst. Machen wir uns dies bewusst, so wandelt sich das museale Phänomen vom Altern zu einer Anschauung, die jede Gesellschaft und jede Kultur für sich neu interpretieren muss. Das Alter ist keine klar definierte und automatische Chronologie des Verfalls, sondern eine komplexe Erscheinung mit individuellen biologischen und kulturellen Eigenschaften. Das Altern ist als ein dynamischer Vorgang zu verstehen, der zwar von vielen Voraussetzungen begleitet wird, aber eben auch ein hohes Maß an Selbstgestaltung offen lässt. Trotz dieses offenen Horizontes spürt man in Bezug auf dieses Thema ein unterschwelliges Unbehagen. Dies halte ich für gefährlich, denn das Alter abzulehnen heißt nicht anderes, als einen Lebensabschnitt zurückzuweisen, in den man unweigerlich selbst eintreten wird.

Die Bilder vom Alter sind stark gesellschaftlich und kulturell beeinflusst

Wie ich das Alter heute bewerte und dementsprechend handele, werde ich einst selbst behandelt werden. In diesem Sinne ist Alter für uns nicht nur ein demografischer Einschnitt, sondern vielmehr eine existentielle Aufgabe, mit der wir unserer sozialen Kompetenz und humanistischen Verantwortung gerecht werden können. Leider gibt es noch keine Wissenschaft, die sich ausschließlich mit den positiven Potenzialen des Alters beschäftigt keine Altersphilosophie, kein gesellschaftliches Zukunftsmodell, noch nicht einmal eine gemeinsame Sprache für die ganz unterschiedlichen Altersphasen. Dabei werden im Jahre 2050 zwei Milliarden Menschen leben, die über 60 Jahre alt sein werden.

Soziale Kompetenz und humanistische Verantwortung

Bei der ganzen Beschäftigung mit der demografischen Thematik und den unzähligen Interviews und Gesprächen, die ich mit Menschen zwischen 60. und 100 Jahren geführt hatte, stand ich plötzlich vor einem Berg von Erfahrungen und Kompetenzen, die drohten, ungenutzt zu bleiben. So stellte sich mir die eindringliche Frage, wie es gelingen könne, die negative Alterswahrnehmung zu verändern. Mir war natürlich bewusst geworden, dass Altern dann ein Privileg darstellt, wenn man es durch materielle Ressourcen selbst bestimmt gestalten konnte. Und im Umkehrschluss, dass Altern in Armut tatsächlich in den meisten Fällen eine Lebensverkürzung bedeutete. Das änderte aber nichts an der Tatsache einer unglaublichen Verlängerung der Lebenserwartung und der sinnlosen Vergeudung menschlichen Handlungspotentials.

Eine sinnlose Vergeudung menschlichen Handlungspotenzials

Beeinflusst durch mein zweites soziologisches Steckenpferd, die Reichtumsforschung, kam ich auf den Gedanken, dass im Begriff des Vermögens, eine zukunftsweisende Perspektive stecken könnte. Wenn auch im Alltagsverständnis mit dem Vermögensbegriff in erster Linie Eigentum und materielle Möglichkeiten assoziiert wurden, so besaß er doch für alle ersichtlich eine zweite Komponente, die der Fähigkeiten und des Könnens. Sich unter dieser doppelten Bedeutung zu fragen, was Menschen in der zweiten Lebenshälfte tatsächlich alles vermögen, schien mir in eine viel versprechende Richtung zu weisen. In einer solchen Bestandsaufnahme der materiellen und immateriellen Vermögen der älteren Generationen bestand sowohl die Chance, unverzichtbare Werte zu

Der Doppelsinn des Vermögens

Vermögenskultur als neuer Begriff

messen als sich auch der gegenseitigen Verantwortung zu vergewissern. Dieses Handlungsprofil hatte den Charakter einer kulturellen Verpflichtung und so stieß ich unweigerlich auf den neuen Begriff der Vermögenskultur.

Die Schwierigkeit, Reichtum zu erforschen

Ich musste sehr schnell erkennen, dass mir die Reichtumsforschung unter dieser Prämisse nicht weiterhelfen würde. Zur allgemeinen Verwunderung muss man auch noch im Jahre 2007 feststellen, dass wir zumindest im deutschsprachigen Europa über keine konsensfähigen Reichtumstheorien verfügen. Der renommierte Volkswirtschaftler Gerd. G. Wagner an der TU in Berlin bestätigt, dass ein Konzept für Reichtum, das diesen wissenschaftlich untersuchbar macht, bislang weder gefunden noch allgemein akzeptiert wurde. Und der Protagonist dieser Forschung Ernst-Ulrich Huster ergänzt: „Reichtum ist und bleibt ein scheues Wild, das man mit dem Nachtsichtgerät suchen muss.“ Die Schwierigkeit der Reichtumsforschung steckt einerseits in den völlig unzureichenden statistischen Angaben zur Einkommens- und Vermögensverteilung in den oberen gesellschaftlichen Etagen und andererseits in der Verschlossenheit dieser spezifischen Klientel.

Für diese Betrachtung auf den Punkt gebracht: Reichtumsforschung kümmert sich in erster Linie um quantitative Analysen, die für den vorliegenden Zusammenhang von sekundärer Bedeutung sind. So musste ich einsehen, dass Reichtums- und Vermögensforschung sich grundsätzlich voneinander unterscheiden und von zwei unterschiedlichen Wissenschaftsgegenständen ausgehen.

Aristoteles sah Vermögen als Befähigung zur Veränderung und Selbstbestimmung

Nach meiner Definition steht Reichtum in einer Relation zum Vermögen wie Wissen zur Weisheit. Während sich unter dem ersten Phänomen Quantität und Aggregatszustand subsumieren lassen, dokumentiert der zweite Begriff bereits eine Qualität und eine Kompetenz. Bei der Begründung dieser Konnotation stütze ich mich auf die Vermögenstheorie von Aristoteles. Für ihn war Vermögen ein Prinzip der Bewegung und der Veränderung. Nach seinem Verständnis konnte nur derjenige, der sein Vermögen auch ausübt und in Gebrauch nimmt, es wirklich besitzen. In diesem Sinne verstand Aristoteles unter einem Vermögen eine besondere Eigenschaft, die einen Menschen dazu befähigt, sich oder anderes zu verändern und sich selbst zu bestimmen. Insofern bildet das Vermögen den Horizont des Individuums aus. Vermögen ist also eine Herausforderung, die im aristotelischen Sinne verwirklicht werden will.

Die Verschwendung der Ressource Alter stoppen

Mit diesem Denkmuster war eine erste Grundlage für die Vermögenskultur geschaffen. Jeder Mensch und jede Gesellschaft kann sich nunmehr die Frage stellen, wie man mit Ressourcen und Kompetenzen umgehen und wie man sie über einen bestimmten Selbstzweck hinaus kultivieren will. Unter dieser Perspektive geht es nun darum – um wieder auf unseren Ausgangspunkt zurückzukommen –, die verschiedenen Vermögen des Alters und des Alterns herauszuarbeiten und somit, der zum Himmel schreienden Verschwendung eines neu gewonnenen Lebensabschnitts entgegen zu wirken. Die generelle wissenschaftliche Identifikation ge-

sellschaftlicher Werte wie Alter, Kinder, Generationen oder Gesundheit, Umwelt und Zwischenmenschlichkeit gehören in das Feld der allgemeinen Vermögenskultur.

Die verschiedenen Typen reicher Menschen unterscheiden sich deutlich voneinander

Nachdem sich Reichtum und Vermögen gravierend voneinander unterscheiden liegt esauf der Hand, auch Reiche und Vermögende sehr differenziert zu betrachten. Kurz gesagt: Es gibt reiche Diktatoren und reiche Kriminelle wie auch schlicht reiche, materialistische Menschen, die keinen Hehl aus ihrem grundsätzlichen Desinteresse gegenüber Aktivitäten machen, deren monetärer Gegenwert im Unklaren liegt. Und es gibt vermögende Personen, die ihre materiellen und immateriellen Möglichkeiten als Investition in kommende Generationen und gesellschaftliche Wertschöpfung begreifen. Dieses durch Verantwortung und Zukunftskompetenz getragene Verhalten einer sehr wohlhabenden Klientel fasse ich unter den Begriff der speziellen Vermögenskultur.

Eine Analyse philantropischen Verhaltens zeigt die enorme Bedeutung von Stiftern und Mäzenen

Seit drei Jahren sind meine Seminare zur speziellen Vermögenskultur Bestandteil des Lehrangebotes am Institut für Soziologie der Universität Münster. Im vergangenen September haben wir ein eigenes „Forum für Vermögensforschung“ am gleichen Ort gegründet, um den Transfer unterschiedlichster Leistungen der vermögenden Klientel zum gesamtgesellschaftlichen Nutzen systematisch zu erforschen. Grundsätzlich geht es um die konkrete Analyse philanthropischen Verhaltens, ohne das viele Bereiche in der Medizin, der Kultur, der Kunst oder des Sports nicht mehr funktionieren würden. Die Aktivitäten von Stiftern, Mäzenen und Gönnern werden immer unverzichtbarer. In der öffentlichen Wahrnehmung müssen wir aber immer noch zur Kenntnis nehmen, dass zwar alle Welt vom Reichtum träumt, aber keineswegs ahnt, was dahinter steckt. Das gilt im Guten wie im Schlechten. Ob Milliardär, Familienunternehmer, Sponsor, Finanz-Investor, Kunstsammler oder Konzernvorstand – selbst amtierende Minister werfen alle zusammen leichtfertig in einen Heuschreckentopf. Das ist für diejenigen unerträglich, die durchaus ihr Schaffen mit philanthropischen Handlungen in Einklang brachten. Die Kehrseite der Medaille ist für sie nicht nur die fehlende Wertschätzung, sondern aus begründeter Furcht vor allen möglichen Formen des Neids auch eine massive Einschränkung der privaten und familiären Lebensmobilität.

Großzügigkeit kann zu einer empfindlichen Einschränkung der Lebensmobilität führen

Kein Robin Hood des Geldadels

Vor diesem Hintergrund geht es aber nicht nur darum, dass Leistungsprofil dieser Vermögenden herauszuarbeiten, sondern auch ihre unterschiedlichen Lebenswelten sozialpsychologisch in den Blick zu nehmen, um Vorurteile, Unkenntnis und massenmediale Vereinheitlichung differenziert zu betrachten. Damit will man sich nicht zum Robin Hood des Geldadels hochdienen, sondern zu einem gesellschaftlichen Klima beitragen, in dem in der Zukunft möglichst viele Reiche ins Lager der bewusst und systematisch Verantwortung Übernehmenden wechseln Eine systematische, vermögenskulturelle Lebensstilanalyse der philanthropisch Tätigen und hoch vermögenden Klientel ist bisher in Europa noch nicht in Angriff genommen worden. Dieser Aufgabe werden wir uns an meinem Lehrstuhl für vergleichende Vermögenskultur an der Sigmund Freud Privatuniversität in Wien nachhaltig widmen.